

# Was bringt das Christen- tum heute noch?

*Im Juni dieses Jahres haben sich eine Reihe von Theologen und in der Öffentlichkeit Tätigen auf Einladung der Waldenfels-Born-Stiftung in Essen zu einem Religionstag getroffen und gefragt: Was bringt das Christentum heute noch?*

Von Hans Waldenfels

geb. 1931, war von 1977 bis 1997 Professor für Fundamentaltheologie, Theologie der Religionen und Religionsphilosophie an der Universität Bonn. 1993 wurde ihm der Dr. theol. h.c. in Warschau verliehen. Er ist Ehrenvorsitzender des Internationalen Instituts für Missionswissenschaftliche Forschung und Mit-Begründer der Waldenfels-Born-Stiftung.

Hat das Christentum nicht weithin seine Relevanz

verloren? Haben nicht andere Gruppierungen längst die Herrschaft übernommen, wenn es um heutige Richtungsbestimmungen, Orientierungen und um die öffentliche Meinung geht? Man denke nur daran, wie leichtfertig heute mit dem naturrechtlichen Begriff der Ehe umgegangen wird.

In der diesjährigen Osternummer von Christ in der Gegenwart hat Johannes Röser unter der Überschrift „Der langweilige Kirchenbetrieb“ geschrieben: „Das Eigentliche, der Kern des Christseins – das Österliche, die Auferstehung Jesu Christi und die Hoffnung auf die Auferstehung der Toten, auf das Reich Gottes, das jetzt und hier schon beginnt, mitten im eucharistisch- sakramentalen Feiern und Leben – scheint in der Dauer-Geschäftigkeit, Dauer-Geschwätzigkeit und Dauer-Behäbigkeit unterzugehen.“ Über den Stuttgarter

Kirchentag war in den Berichten von vielem, nicht zuletzt Politischem die Rede, doch von der christlichen Zentralbotschaft las man wenig. Hat sie nichts mehr zu sagen?

## **Spirituelle Verankerung fehlt**

Wenn nicht alles täuscht, ist in der heutigen Theologie von einer Verankerung in spiritueller Erfahrung nicht mehr viel zu spüren. Unter der Hand scheint sie mehr und mehr zu einer christlichen Religionswissenschaft zu mutieren. Unter US-amerikanischem Einfluss ist viel die Rede von „komparativer Theologie“, also einer Theologie, die vor allem den Vergleich mit anderen auf ihre Fahne geschrieben hat. Man übersieht dabei nur, dass „komparative Theologie“ vor allem in bekenntnisoffenen, also konfessionell nicht gebundenen Universitäten ihren Ort hat und einer christlichen Religionswissenschaft nahekommt. In Deutschland wird die Theologie offiziell weithin immer noch im Spannungsfeld von staatlich-gesellschaftlicher Offenheit und kirchlicher Rückbindung, also aus bekenntnisgebundener und zeugnisorientierter Haltung betrieben. Wie lange sich das aufrechterhalten lässt, ist eine eigene Frage. Bislang sollte der Theologie Treibende aber persönlich im christlichen Glauben verankert

sein und aus seinem Glauben heraus in seinem Fach zugunsten von Kirche und Gesellschaft tätig werden. Ohne Polemik gegen andere muss dabei zu erkennen sein, was das Christentum von anderen Religionen und Weltanschauungen unterscheidet und ihm sein Eigengewicht gibt.

## Kontextbewusste Theologie

Persönlich trete ich nachdrücklich für eine kontextbewusste Theologie ein, das heißt: eine Theologie, die sich Rechenschaft gibt, wo und wie sie auf verständliche Weise den christlichen Glauben bezeugt. Das ist in einer pluralistisch aufgestellten

Gesellschaft eine aufwendige Aufgabe. Doch wenn über der Beschäftigung mit den verschiedenen Kontexten gesellschaftlicher, kultureller, religiöser, sprachlicher und anderer Art das Interesse am Text selbst untergeht, sind „kontextuelle Theologien“ am Ende ein Verlustgeschäft, das niemandem etwas bringt.

Das Rotary Magazin titelte im Juni-Heft 2015 „Streit ums Alte Testament“ und befasste sich ausführlich mit dem „Berliner Zwist über die Kirche und das Alte Testament“. Dabei geht es um die Frage: Gehört das Alte Testament normativ zur christlichen Heiligen Schrift oder nicht? Vieles von dem, was der Berliner Theologe Notger Slenczka sagt, ist nachvollziehbar. Doch das Entscheidende spricht weder er an, noch tun es seine Gegner. Natürlich ist die jüdische Bibel in ihre Entstehung ein „vorchristliches Buch“. Doch das sagt nichts darüber aus, warum es heute zum kanonischen Textbestand der christlichen Heiligen

Schrift gehört. Entscheidend für die Verbindung des Ersten mit dem Neuen Testament zur christlichen Bibel ist, dass die jüdische Bibel die Heilige Schrift des Jesus von Nazareth war. Mit ihr und aus ihr hat Jesus gelebt. Dass Christen das Alte Testament mit den Augen Jesu lesen, nimmt ihm nichts von seiner ursprünglichen Bedeutung, auch wenn sich Juden und Christen über den Umgang mit dieser Heiligen Schrift heute neu verständigen müssen.

Papst Franziskus schreibt mit den Worten seines Vorgängers Benedikt XVI. über das Christentum: „Ich werde nicht müde, jene Worte Benedikts XVI. zu wiederholen, die uns zum Zentrum des Evangeliums führen: ‚Am Anfang des Christseins

steht nicht ein ethischer Entschluss oder eine große Idee, sondern die Begegnung mit einem Ereignis, mit einer Person, die unserem Leben einen neuen Horizont und damit seine entscheidende Richtung gibt.“ Anders als Juden und Muslime leben Christen nicht aus einem Buch, sondern aus der Begegnung mit einer Person. Ist es nicht an der

Zeit, dass wir Christen uns auf diese Grundgegebenheit neu besinnen, anstatt dass wir uns bei späteren Reflexionen und Überlegungen wie auch den Entwicklungen der

Kirchengeschichte aufhalten und von ihnen leiten lassen?

Papst Franziskus warnt, wie schon Benedikt XVI. es getan hat, davor, dass die Kirche zu einer NGO

verkommt und ihre Bindung an die eigentliche Wurzel ihres Glaubens verliert. Der Verlust der Rückbindung an die Jesusgestalt hat zur Folge, dass die Sinnspitze seiner Botschaft, das Evangelium, verloren geht und die Bibel am Ende zu einem mehr oder weniger wertvollen Stück Weltliteratur wird. So war für Mahatma Gandhi die Bergpredigt, gleichgültig, ob Jesus gelebt hat oder nicht, ein wunderbarer Text. Reicht es aber aus, dass das Evangelium ein Text mit lebenswerten Ideen bleibt?

Ähnlich sieht es der Berliner Kommunikationstheoretiker Norbert Bolz in seinem Buch *Das Wissen der Religion* (Untertitel: „Betrachtungen eines religiös Unmusikalischen“). Er schreibt: „Es gibt ja kein Ende des wissenschaftlichen Fragens, und umgekehrt bleiben die großen Fragen nach dem Sinn wissenschaftlich unbeantwortet. ... Sinnfragen lassen sich nicht mit Informationen beantworten. Aber eine gute Geschichte stiftet Sinn; und die beste Geschichte, die wir kennen, ist die von Jesus

Christus. Das gilt ganz unabhängig von ihrer Wahrheit. Wer das für ein christliches Vorurteil hält, hat Recht – aber das besagt nichts. Denn für uns – Abendländer, Europäer, Westler – ist jenseits dieses Vorurteils nirgendwo. Wenn wir also heute auf die Suche nach dem verlorenen Sinn gehen, dann führt sie uns auf einen der Jakobswege,

und es sind unzählbar viele. Das gilt auch für den religiös unmusikalischen Beobachter, der vom Glaubensminimum ausgeht. Vielleicht ist Religion heute nicht mehr die Antwort auf die Frage nach dem Sinn, sondern nur noch die Unterstellung, dass die Frage einen Sinn hat. Man könnte dann sagen: Die Religion hält die Wunde des Sinns offen.“ Und nochmals: „Atheisten können die Antworten des Glaubens negieren, aber nicht die Fragen. Wie kann man ohne Gott menschlich sein? Was ist an Religion mehr als Kompensation und spirituelle Unterhaltung?“

## Begegnung mit der Person Jesu

Ein Unterschied bleibt zwischen Gandhi und Bolz. Bei Gandhi verschwindet die Person hinter den Worten, bei Bolz richtet die Geschichte den Blick auf eine Person. Man mag das Widerständige des Historischen relativieren – im Falle Jesu schließt das seinen Kreuzestod mit ein – die Geschichte führt auf jeden Fall zur

Begegnung mit einer Person, der Person Jesu Christi. Wenn Bolz im weiteren Verlauf seiner Erörterung vor der Gottesfrage steht, zeigt das, dass die Begegnung mit der Jesusgeschichte nicht einfach mit irgendeiner Menschengeschichte verglichen werden kann; sie führt dahin, worüber hinaus es – in Anlehnung an Anselm von Canterbury formuliert – keine Frage mehr geben kann. Die Frage nach Gott ist die umfassendste aller Fragen. Robert Spaemann hat von dem „unsterblichen Gerücht“ gesprochen. Man fragt sich allerdings: Müssen wir uns das von einem sagen lassen, der sich zu den „religiös Unmusikalischen“ zählt? Müssen nicht die offiziellen Vertreter der Kirchen, Theologen und Kirchenführer, von selbst darauf kommen, dass Menschen nach Antworten suchen und dass Jesus von Nazareth, das „Wort“ Gottes, eine Antwort ist?

Einig können wir Christen uns mit allen Menschen sein, dass wir unterwegs sind, Suchende sind und bleiben. Das sollte auch die Kirche offiziell von sich sagen. Zu lange hat sich die Kirche als oberste „Mater et magistra“ der Welt im Besitz

der vollen Wahrheit gefühlt. Kein Wunder, dass viele katholische Christen sich immer noch fundamentalistisch wie Besitzende und Alleswisser vorkommen, sich Andersdenkenden gegenüber überlegen fühlen und gegen sie abschotten. Kein Wunder aber auch, dass immer mehr Getaufte bei uns nicht mehr wagen, öffentlich für den christlichen Glauben einzutreten. Papst Benedikt XVI. spricht sehr nüchtern von „getauften Heiden“, „Menschen, die durch die Taufe zwar Christen geworden sind, aber nicht glauben und nie den Glauben kennengelernt haben“; von ihnen ist folglich kein christliches Zeugnis zu erwarten.

In dieser Situation ist es hilfreich, dass Papst Franziskus auf die Grenzen des Menschseins hinweist

und auch die Kirche als Ganze an ihre Grenzen erinnert. Nur wo die eigenen Grenzen erkannt werden, lässt sich die Chance erkennen, die darin besteht, dass wir uns immer wieder beschenken lassen können und tatsächlich beschenkt werden.

## **Gnade der Christusbegegnung**

Theologisch sprechen wir von „Gnade“, die uns geschenkt wird. Als Geschenk haben es die ersten

Jünger, gläubige Juden, empfunden, dass sie in Jesus „den Christus (= Messias) gefunden“ haben (vgl. Joh 1,25-51). Ein Geschenk war es für die Jünger auf dem Weg nach Emmaus, dass ihnen beim Brotbrechen die Augen aufgingen und sie den Auferstandenen erkannten: „Brannte nicht

unser Herz in uns, wie er auf dem Wege zu uns redete und uns die Schrift erschloss?“ (Lk 24,22)

Die Emmausjünger kehrten noch zur selben Stunde heim nach Jerusalem; sie mussten sich mitteilen. Diese Mitteilung heißt in der Apostelgeschichte „Zeugnis geben“. Bis heute besteht das Christsein darin, Zeuge von der Begegnung mit Christus zu sein, zunächst einfach im gelebten Leben, dann auch im Wort. In der Sprache von Papst

Franziskus heißt das: In dem Maße, als sich Getaufte in der Nachfolgegemeinschaft Jesu wissen und seine Freunde sind, „evangelisieren“ sie, leben und verkünden sie das Evangelium, die Botschaft von Jesus. Wo das nicht geschieht, bringt das Christentum nichts mehr, ist es im biblischen Bild schal gewordenes Salz (vgl. Mt 5,15). Papst Franziskus lenkt den Blick immer wieder auf die Armen, die Verfolgten und Migranten und die um des Glaubens willen Getöteten, deren Zahl groß ist und die doch selbst in unseren Gemeinden kaum Beachtung finden. Nicht nur Oscar Romero ist für

seine Überzeugung getötet worden, – wer noch? Wer aus der Freundschaft mit Jesus lebt, kann die Eingangsfrage ändern in:

Das Christentum kann eine Menge bringen!